Afrikanische Erlebnisse.

Der Januar 1896 war für die in der Umgegend von Mikindani, zumal in den Schamben wohnenden Neger ein wahrer Schreckensmonat. Eine Löwenfamilie von vier Köpfen trieb dort ihr Unwesen, und täglich hörte man, daß Leute den Bestien Nachts oder auch am hellen Tage bei der Feldarbeit zum Opfer gefallen waren. Dabei befolgten die Thiere des Nachts eine ganz eigenthümliche Taktik. Einer der Löwen legte sich in der Nähe der Thür nieder, während die anderen etwas entfernt sich im hohen Grase oder Gebüsch versteckten. Verließ nun einer der Bewohner die Hütte, so stürzte sich sofort der an der Thür postirte Löwe auf ihn, und der unglückliche Schwarze war meist kaum noch in der Lage, einen Hilferuf auszustoßen. Der Löwe schleppte nun sein Opfer in das nächste Gebüsch, wo sich die anderen dazu gesellten und das Mahl gemeinsam verzehrten.

Ich habe selbst zu wiederholten Malen solch einen schauerlichen Ort aufgesucht, stets sah ich bei der betreffenden Hütte nur eine einzelne Löwenspur, auch die Stelle, wo der Löwe sich niedergethan hatte, weiterhin jedoch, besonders da, wo der Neger gefressen war, unterschied ich deutlich verschiedene Spuren.

Die Nacht vom 26. zum 27. Januar 1896 ist mir unvergeßlich. Den ganzen 26. hatte es geregnet, schwarz senkte sich die Nacht über das Land. Es war drückend schwül und gegen Mitternacht brach ein entsetzliches Unwetter los, wie ich es in den sieben Jahren meines Tropenaufenthaltes noch nicht erlebt hatte. Blitz und Donner folgten einander ohne Unterbrechung bei sintfluthartigen Regengüssen und ein Sturm heulte um mein Haus, daß ich glaubte, es müsse einstürzen. An Schlaf war nicht zu denken, deshalb blieben mein italienischer Verwalter und ich auf, um wenigstens zur Stelle zu sein, wenn etwas passirte. Wir sprachen über dies und das und malten uns die Lage der Schwarzen aus, wenn sie bei solchem Wetter von den Löwen überfallen würden. Endlich gegen 3 Uhr Morgens ließ das Wetter nach, und wir suchten unser Lager auf, wo ich auch gleich in einen bleiernen Schlaf verfiel. Ich mochte etwa anderthalb Stunden geschlafen haben, als ich durch ein entsetzliches Geschrei geweckt wurde. Ich war zu schlaftrunken, um sogleich zu begreifen, worum es sich handelte. Nach und nach unterschied ich aber die Worte und hörte, daß man mich rief und immer „Simba! Simba!" (Löwe, Löwe) schrie. In diesem Augenblicke stürzte auch schon der Italiener ganz athemlos in mein Zimmer und rief mir zu, die Löwen seien da und wollten mit Gewalt in eines meiner Arbeiterhäuser dringen. Die Uhr ging auf dreiviertel Fünf. Draußen war es stockfinster, der Regen hielt noch immer an. Die genannten Häuser befinden sich über 200 Schritte von meinem Wohnhause entfernt. Sehen konnte ich nichts, auch durch Rufe keine Verständigung erzielen; die Leute waren so in Angst, daß sie nur immer heulten und schrieen, so daß ich gar nicht gewußt, wo die Löwen sich eigentlich befanden, ob sie in eins der Häuser eingedrungen seien und einen von den Leuten gepackt hatten. Da ich keine ordentliche Laterne besaß, eine solche bei dem Regen mir auch nicht viel genützt hätte, so ließ ich von meinen beiden Dienern, die glücklicherweise im Hause sich befanden, Pech, welches zum Flaschenpichen diente, in ein paar Pfannen thun und dies anzünden, dann verließ ich das Haus, gab erst drei Alarmschüsse ab und ließ dann noch einmal durch einen der Diener anfragen, ob alle Leute da seien und wo die Löwen sich befänden. Durch die Schüsse waren die Leute anscheinend etwas muthiger geworden und konnten wenigstens das Eine bestätigen, daß Niemand Schaden erlitten habe. Ich ging nun, von dem ebenfalls bewaffneten Italiener gefolgt, vorsichtig bis an die Häuser heran, die Pechpfannen erleuchteten nothdürftig das Dunkel. Die Löwen waren verschwunden, da es jedoch durchaus nicht ausgeschlossen schien, daß sie in der Nähe versteckt waren und bei eintretender Ruhe zurückkamen, so hieß ich sämmtliche Leute die Hütten verlassen und in meinem Hause auf dem großen Flur den Tag erwarten.

Am nächsten Morgen besichtigte ich die Stelle, wo die Löwen versucht hatten, in die Hütte einzudringen. Es war dies die am entferntesten gelegene, eine kleine, runde Hütte, in welcher zwei Weiber und ein kleiner Junge geschlafen. Bei dem aufgeweichten Boden sah man ganz deutlich vor der Thür die Stelle, wo einer der Löwen gelegen hatte, während auf der gegenüberliegenden Seite, gerade da wo die Weiber schliefen, ein zweiter Löwe ein tiefes Loch gewühlt hatte, um dort einzudringen. Die eine der Frauen, die Mutter des Kleinen, war davon aufgewacht, hatte sofort die Lage erfaßt und als Waffe ein brennendes Holzscheit genommen, womit sie unter lautem Geschrei fortwährend vor dem Löwen herumfuchtelte. Wie sie nachher sagte, hätte dies jedoch die Bestien gar nicht beunruhigt, erst als meine Schüsse fielen, hätten sie sich aus dem Staube gemacht.

Mehrere Tage hörten wir nichts von den Löwen. Da eines Vormittags, als ich mich in einem etwas entfernteren Theile meiner Plantage befand, kamen plötzlich zwei meiner Arbeiter angelaufen und berichteten, die Löwen seien in meine Viehherde eingebrochen und hätten eine Ziege zerrissen. Die Weide für das Vieh begann damals etwa 50 Schritte hinter meinem Wohnhause und war durch einen Stacheldrahtzaun eingefriedigt; dahinter befand sich ein Busch und hohes Gras. Daß Löwen um zehn Uhr Vormittags in nächster Nähe großer Gebäude in eine Viehheerde einbrechen könnten, schien mir unglaublich. Die Leute betheuerten aber die Wahrheit ihrer Angaben, ich ließ daher den Italiener rufen und begab mich im Laufschritt auf den Heimweg. Mein Haus liegt auf einem sehr hohen Bergesrücken, welcher nach der Seite, wo ich mich befand, ziemlich steil abfällt, so daß es gerade keine Annehmlichkeit ist, diesen in so eiliger Gangart emporzuklimmen. Fast 15 Minuten verstrichen, ehe ich bei dem Hause anlangte, ich vermuthete, die Löwen hätten sich längst empfohlen. Meine diesbezügliche Frage konnte Niemand beantworten, da die beiden Hütejungen die Ziegen sich selbst überlassen und so schnell, als ihre Beine sie trugen, Reißaus genommen hatten. Vor dem Hause hatte sich eine große Versammlung in der Nähe beschäftigter Arbeiter eingefunden, die alle laut sprachen und gestikulirten und Miene machten, mich zu begleiten. Natürlich schickte ich sie sämmtlich fort und nahm nur den größten der Hütejungen Namens Albea mit, der mir die Stelle zeigen sollte, wo die Löwen die Ziegen zerrissen hatten. Signoriella, der Italiener, war inzwischen auch angelangt, und so machten wir Drei uns denn auf den Weg. Deckung zu finden war fast unmöglich, da das Vieh mit Ausnahme eines kleinen Flecks Alles ziemlich kahl gefressen hatte. Von der Heerde sah ich zuerst nichts, dann bemerkte ich sie in einer Ecke zusammengedrängt stehen, einzelne Thiere weideten jedoch ganz ruhig, so daß ich glaubte, die Löwen hätten die Ziege in den Busch geschleppt. Da stutzt plötzlich Albea und sagt: „Bwana, simba!" (Herr, der Löwe!) In dem Moment sah auch ich bereits etwa 200 Meter von uns entfernt zwei Löwen in liegender Stellung, offenbar damit beschäftigt, die Reste ihres Mahls zu verschlingen. Die Bestien befanden sich dicht hinter dem Stacheldrahtzaun, wo das Gras ziemlich niedrig war. Ganz in ihrer Nähe, innerhalb der Einfriedigung, liefen ein Paar Ziegenlämmer sorglos umher, welche ihre Mütter verloren hatten. Wegen der geringen Deckung war das Vorgehen schwierig. Wir krochen also auf allen Vieren vorsichtig weiter, und die Löwen waren wirklich so gütig, ihrer Umgebung nicht die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

Nach und nach gelangten wir bis auf achtzig Schritte heran, da knackte ein Zweig, wodurch die Löwen stutzig wurden und nach unserer Richtung hinhängten. Eins der Thiere, eine Löwin, lag gerade mit der Breitseite mir zugekehrt, auf sie wollte ich den 1sten Schuß abgeben.

Von der Wirkung des Schusses aber konnte ich zunächst nichts sehen, hörte nur ein kurzes Aufheulen und sah dann zwei Löwen flüchtig werden. Ich schoß noch zwei Mal mit M. 88 hinter dem einen her, der nach jedem Schuß nach mir zu Kehrt machte und knurrte, dann aber schließlich im hohen Grase verschwand.

Was war nun zu thun? Das Aufheulen nach dem ersten Schuß schien mir der beste Beweis, daß die Kugel gesessen. Ich beschloß also, nachzugehen, um die Spur und auch etwaigen Schweiß zu finden.

Als wir an den Stacheldrahtzaun kamen und ihn übersteigen wollten, da hörte ich plötzlich aus dem dahinterliegenden Gebüsch ein dumpfes Grollen, welches nach und nach in ein lautes, wüthendes Knurren ausklang, etwa, wie wenn man einen bissigen Hund reizen will. Zu sehen war nichts, doch zogen wir uns nach dieser energischen Aufforderung zurück, da der Löwe nur wenige Schritte von uns entfernt sein konnte. Es waren also allem Anschein nach drei Löwen gewesen, und der im Gebüsch war die von mir angeschossene Löwin. Wie aber ihrer habhaft werden?

Unterdessen waren, durch die Schüsse angelockt, doch verschiedene Arbeiter gekommen, die schon glaubten, mindestens einen erlegten Löwen zu sehen. Ich erklärte ihnen die eventuelle Gefahr und nahm nur den Muthigsten, den ich etwas vorschickte, um zu rekognosciren. Erneutes, noch wüthenderes Knurren ließ mich aber diese Art des Vorgehens aufgeben.

In der Nähe stand ein ziemlich hoher Baum; auf diesen ließ ich nun den Schwarzen klettern, um von da aus den Löwen zu beobachten. Der Mann war auch kaum oben angelangt, als er bereits herunterrief, die Löwin komme langsam auf den Drahtzaun zu, wir sollten weiter zurückgehen. Ich wollte eben diese Warnung befolgen, als ich die Löwin von Neuem knurren hörte und gleich darauf ihren Kopf erblickte. Hier tauchte kein langes Besinnen, und schnell entschlossen schoß ich und traf die Löwin gerade in die Stirn, worauf sie mit einem kurzen Klagelaut zusammenbrach.

Der Jubel der Neger war groß, aber auch mir schlug freudig das Herz ob des ersten erlegten Löwen. Daß ich mich trotzdem ärgerte, daß die beiden andern entkommen waren, wird mir Niemand verdenken, der weiß, wie Wenigen es vergönnt ist, in Afrika auf Löwen zu Schuß zu kommen.

Zwei Tage später, Nachmittags gegen 4 Uhr, wollte ich in den Busch gehen, um eine Antilope zu schießen, als athemlos Albea und Makuudi, die beiden Hütejungen, angelaufen kamen und erzählten, zwei Löwen hätten ein Schaf genommen und in den Busch geschleppt. Sofort nahm ich zwei Leute, sowie Albea und Mikusudi, bewaffnete sie so gut es ging, und machte mich auf die Suche.

Diesmal waren die Löwen von der entgegengesetzten Richtung gekommen. Auf jener Seite ist das Land ziemlich wellig und war damals mit dichtem Gestrüpp bewachsen. Das Vordringen dort war also ziemlich gefährlich, meine Passion riß mich aber fort, zumal das erste Abenteuer so gut abgelaufen war.

Sehr bald fanden wir die Spur und dann eine große Blutlache, welche wie das niedergetretene Gras bewies, daß die Löwen dorthin anfangs das Schaf geschleppt hatten. Weiter konnten wir nichts entdecken, bis plötzlich Albea in ein kleines Gebüsch kroch und dort das Schaf noch vollständig intakt hervorholte. Da die Sonne schon ziemlich tief stand, schien es gerathener, den Heimweg einzuschlagen und als einzige Beute das Schaf mitzunehmen.

Als ich bei Sonnenuntergang mit Signoriella vor meinem Hause saß, sahen wir die Löwen plötzlich aus dem von uns vorher abgesuchten Gestrüpp herauskommen und eifrig nach dem verschwundenen Schaf suchen. Bis es dunkel wurde, konnten wir die Thiere so durch's Glas beobachten. Die Neger hatten natürlich große Furcht, ich ließ sie deshalb wieder auf meinem Hausflur schlafen.

Am nächsten Tage ließ ich das Vieh im Stall und setzte mich schon in aller Früh mit Signoriella und meinem schwarzen Aufseher Makunganja auf Anstand, nachdem ich zunächst die am lautesten schreiende Ziege in einiger Entfernung angebunden. Schuld der Ziege war es wahrlich nicht, daß die Löwen nicht kamen, sie meckerte und schrie, daß es einen Stein erweichen konnte. Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr nahm ich 6 Ziegen aus dem Stalle und ließ sie durch Makusudi in die Nähe des Bergabhanges treiben, wo Tags zuvor das Schaf zerrissen worden war. Ich selbst postirte mich wieder mit den Vorhergenannten, durch Strauchwerk verdeckt, in der Nähe, während ich zwei Posten aufstellte, die mich durch Zeichen von allem Gesehenen verständigen sollten. Um halb 5 Uhr meldete der eine Posten, daß er die Löwen gesehen habe. Es wurde jedoch 5 Uhr, ohne daß sich in unserer Nähe etwas Verdächtiges zeigte. Mehrmals wurden die Ziegen unruhig, doch grasten sie stets nach einigen Augenblicken friedlich weiter. Die Uhr ging schon auf 6, als mir Makunganja ein Zeichen machte: 40 Schritte von uns entfernt trat plötzlich aus dem Dickicht ein männlicher Löwe. Ich mußte unwillkürlich an Schillers Worte denken: „Und hinein mit bedächtigem Schritt ein Löwe tritt"; nur daß er nicht mit langem Gähnen die Mähnen schüttelte und sich niederlegte, sondern sich duckte und katzenartig näher schlich. Jetzt war er an dem Stacheldraht angelangt, stand und äugte nach den ahnungslos grasenden Ziegen. Glücklicherweise hatte auch Makusudi nichts gemerkt, er stand mit dem Rücken gegen den Löwen gewandt. Da krachte mein Schuß, der den Löwen augenblicklich umlegte. Leider glaubte ich meiner Beute ganz sicher zu sein, ich konnte mich deshalb nicht enthalten, einen Blick nach den Ziegen zu thun, die im vollen Galopp, Makusudi voran, dem Stalle zueilten. Der Löwe stand inzwischen wieder, sah uns und wendete nur zur Flucht. Ich schoß noch zwei Mal und brachte ihn jedes Mal zu Fall. Sehr krank, verschwand er schließlich im hohen Grase. Die Neger hatten ihn dann noch einmal an einem höher gelegenen Punkt, gefolgt von einer Löwin, gesehen. Wir gingen nun der Spur nach und fanden starken Schweiß. Da nach unserem allseitigen Urtheil der Löwe nicht weit gegangen sein konnte, die Sonne aber bereits hinter den Bergen verschwand, so beschloß ich, am nächsten Morgen die Spur weiter zu verfolgen. Leider fand man den Löwen erst fünf Tage später in stark verwestem Zustande, bereits angefressen von Hyänen. Natürlich bedauerte ich schmerzlich den Verlust des schönen Fells.

Aber die Jagd war hiermit noch nicht beendet. Genau zwei Tage später tauchte die übriggebliebene Löwin wieder ganz plötzlich mitten unter meinem Vieh auf. Wieder war ich nicht zu Hause, sondern besichtigte das Pflanzen von Kokos-Palmen.

Es war etwa 9 Uhr früh. Diesmal waren die Hütejungen nicht ausgerissen, auch hatten die Leute mein Gebot befolgt, sich möglichst ruhig zu verhalten, um den Löwen nicht aufmerksam zu machen.

Als ich kam, wurde mir gesagt, daß die Löwin noch kein Vieh zerrissen habe; zu sehen war sie nicht, wahrscheinlich war sie im hohen Grase versteckt. Ich beschloß ruhig zu warten und das Vieh zu beobachten, welches hier und dort zerstreut war. Etwa 50 Schritte von mir weidete eine Kuh mit ihrem Kalbe. An jener Stelle kreuzte ein Weg die Weide. Ich befand mich auf dieser, die Kuh auf jener Seite des Weges, den Weg entlang sind Ananas gepflanzt. Plötzlich tauchte zwischen den Ananasbüschen auf meiner Seite der Kopf der Löwin auf. Sie schien es auf die Kuh abgesehen zu haben. Langsam schlich sie vorwärts, duckte sich, äugte und kam schließlich auf den Weg. In dem Moment, als sie diesen betrat, erhielt sie meine Kugel genau auf's Blatt. Eine kurze Wendung, ein mächtiger Satz und ein kurzes Grollen, und das mächtige Thier lag verendet im Grase. — Unbeschreiblicher Jubel erscholl nach diesem glänzenden Erfolge. Schaaren von Leuten strömten herbei, um die Löwin zu sehen; bis weit in's Land drang die Kunde von dem unerschrockenen Mfungu, der sich vor den Löwen nicht fürchte, alle Einzelheiten wurden natürlich hundertfach vergrößert und ausgeschmückt, und die Löwenjagd ist sogar von einem schwarzen Barden im Liede besungen worden.

Plantage Mikindani,

A. von Quast.

Vermischtes.

— Welche Gastfreundschaft die Ameisen bei Pflanzen genießen, ist oft als eines der merkwürdigsten Beispiele für innige Beziehung zwischen Thier und Pflanze genannt worden. Dieses Verhältniß ist vielleicht nirgend so ausgebildet wie bei den der Gattung Leea zugehörenden Sträuchern auf der Insel Java. Auf ihnen findet man stets große Mengen von schwarzen Ameisen, die die Pflanze als ihre natürliche Wohnung zu betrachten scheinen. Sie sitzen meist in dichten Haufen am Grunde der Blatt- und Blüthenstiele, und genießen hier nicht nur eine verhältnißmäßige Sicherheit vor etwaigen Verfolgern, sondern noch andere ganz besondere Vortheile. Die Pflanze treibt nämlich ihre Gastlichkeit so weit, den Ameisen ein eigens für sie bereitetes leckeres Mal zu serviren in Form von kleinen Auswüchsen, die schon früher bei einigen amerikanischen Ameisen-Pflanzen gefunden und beschrieben wurden, und in der deutschen Wissenschaft den bezeichnenden Namen der „Ameisenbrödchen" erhalten haben. Das Wachsthum und die Zusammensetzung dieser Körperchen sind von Raciborski in der botanischen Zeitschrift „Flora" einer eingehenden Untersuchung unterzogen worden. Bei der Pflanzenart „Leea hirsuta" entwickeln sie sich auf den jugendlichen Theilen der Blüthenstengel, seltener auch auf den Blättern selbst, besonders häufig aber an den Blattstielen. Es sind rundliche Knötchen, die auf einem kurzen Stiele sitzen. Das eigentliche Ameisenbrödchen besteht im Innern aus großen Zellen, die mit stärkeähnlichen Körnern und mit Oeltröpfchen angefüllt und nach außen hin von einer schützenden Haut bedeckt sind. Man kann sich eine Vorstellung davon machen, daß diese Dinger für ein Insekt Leckerbissen sind wie für uns Menschen nur irgend eine der theuersten Delikatessen. Je mehr die Körperchen an Größe zunehmen, desto süßer wird ihr Inhalt, auch die Zahl und die Größe der Oeltröpfchen wächst mit der herannahenden Reife. In der freien Natur ist es dem Forscher beinahe unmöglich, das Wachsthum dieser Ameisenbrödchen in seinem ganzen Verlaufe zu verfolgen, denn sobald eines davon reif geworden ist, warten schon so und so viele hungerige Ameisen darauf, es sofort abzupflücken und aufzufressen. Eine genaue Untersuchung der Erscheinung konnte also nur in der Weise ermöglicht werden, daß die Pflanze an einem geschützten Ort gehalten und vor den zudringlichen Ameisen sorgfältig bewahrt wurde. Es ist ganz außerordentlich, mit welcher Schnelligkeit die „Leea hirsuta" die beschriebenen kleinen Auswüchse entwickelt, sie reifen oft von kaum wahrnehmbarer Größe in wenigen Stunden bis zu ihrem vollen Umfange. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Ameisen der Pflanze für diese Bewirthung irgend einen Gegendienst zu leisten haben, doch scheint über dessen Art noch keine Gewißheit geschaffen zu sein. Uebrigens ist die genannte Pflanze ein entfernter Verwandter unseres Weinstocks, und die sogenannten Perldrüsen gewisser Pflanzen aus der Familie der echten Reben und der Zaunreben sind den Ameisen-Brödchen jenes javanischen Strauches ganz ähnlich, scheinen aber nicht denselben Zweck zu erfüllen.

— Tabakepilepsie. Bei Nicotinvergiftungen beim Menschen erklärte man sich bisher die durch Nicotin hervorgerufene Epilepsie durch erbliche Belastung oder sonstige körperliche Empfänglichkeit für die Krankheit. Nun haben die Herren G. Vallet und M. Faure durch Experimente an Hunden dargethan, daß auch Nicotin allein vermag, zur Epilepsie zu führen. Auf je ein Kilogramm des Gewichtes des Thieres rechneten sie eine Dosis von zwei Kubik-Centimetern; der Injectionsstoff war 10 Gramm französischer Kautabak, der mit 100 Gramm siedendem Wasser verdünnt war; die Injection dauerte 10 Minuten. Daraufhin blieben die Hunde einige Minuten lang unbeweglich und bekamen dann heftige Krampfanfälle. War die Dosis zu stark, so starben sie beim ersten Krampfanfall; sonst erholten sie sich nach einiger Zeit wieder und schienen völlig normal. Die Erscheinungen entsprachen ganz denen der epileptischen Anfälle beim Menschen.

— Das Chloroform im menschlichen Körper. Bekanntlich kommen trotz aller angewandten Sorgfalt und Vorsicht immer noch Unglücksfälle beim Chloroformiren vor, und sehr viele Aerzte sind deshalb von der Anwendung des Chloroforms auch schon völlig zurückgekommen. Selbstverständlich hat man sich, wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, die größte Mühe gegeben, die Ursachen festzustellen, welche bei der Chloroform-Narkose schädlich werden, um die Wirkung dieser Ursachen vermeiden zu können, aber zu völliger Klarheit hierüber ist man eben immer noch nicht gelangt. Nun haben vor einiger Zeit zwei französische Forscher, A. Desgrez und M. Nicloux, bei einer hierauf bezüglichen Untersuchung Resultate erzielt, die für die Frage von großer Wichtigkeit zu sein scheinen. Bisher hatte man nämlich immer angenommen, daß das eingeathmete Chloroform ungesetzt wieder ausgeathmet wird; die genannten Naturforscher aber konnten feststellen, daß das Chloroform im Körper von Menschen oder Thieren Zersetzungen und chemische Veränderungen erleidet, bei denen sich auch Kohlensäure in größeren Mengen bildet, welche ja bekanntlich eines der schwersten Athemgifte bildet. Bei den vorgenommenen Untersuchungen von Thieren zeigte sich, daß solche Kohlensäurequanta gebildet wurden, daß wenn man danach die Kohlensäure berechnet, die bei der Chloroformirung eines Menschen entstehen müssen, dieselbe, namentlich bei längerer Narkose wohl zu gefährlichen Erscheinungen Anlaß geben kann.

— Die Brückenechse Neuseelands. Für den Naturforscher sind die interessantesten Formen der heutigen Lebewelt die „Sammeltypen", d. h. Thiere, die eine ganze Reihe verschiedener Merkmale vereinen, die wir sonst auf verschiedene Gattungen, ja selbst auf ganz verschiedene Gruppen vertheilt finden. Dabei zeigen solche Geschöpfe durchweg die größten Anklänge an ausgestorbene Thiere. Ein solcher für die Wissenschaft werthvoller Urahn, der noch unter den Lebenden wandelt, ist die Brückenechse, eine Eidechse auf Neuseeland, deren merkwürdiger innerer Bau sie zu einem interessanten Objekt für jedes Museum gemacht hat. Die neuseeländische Regierung hat Vorkehrungen getroffen, daß die Brückenechse deshalb nicht das Loos so vieler anderer seltener Thiere theile, den Nachstellungen der Menschen zu erliegen und ganz vom Erdboden zu verschwinden. Glücklicherweise scheint das Thier schon an und für sich durch seine Lebensweise geschützt zu sein. Es lebt zusammen mit Sturmvögeln in Röhren, die von letzteren unterirdisch in einer Weite von 10 bis 15 Cm. gegraben werden oder schon von Alters her gegraben sind. Es ist dies zugleich ein neues Beispiel der oft ganz merkwürdigen, im Thierreich nicht selten angetroffenen Genossenschaft zwischen zwei ganz verschiedenen Thieren, der Symbiose, die wir in den verschiedensten Abstufungen kennen. Das numerische Verhältniß der Geschlechter bei den Brückenechsen ist ungleich: auf ungefähr fünf Männchen kommt höchstens ein Weibchen. Die Vermehrung scheint sehr spärlich zu sein, was aber ein Gegengewicht in der außerordentlichen Langlebigkeit findet; die größten Exemplare mögen an hundert Jahre alt sein.

— Der größte englische Physiker über die Frage der Müllverbrennung. Lord Kelvin, der in England als höchste Autorität in allen physikalischen und damit zusammenhängenden technischen Fragen betrachtet wird, hat nach einem Bericht der „Science" kürzlich in Verbindung mit Prof. Archibald Barr in Edinburg Versuche über die Müllverbrennung angestellt, die zu einer vollkommenen Lösung des Problems geführt haben. Bei dem einen Versuche benutzte er den feuchten Inhalt von Aschenkästen, bei dem sich auch eine beträchtliche Menge von Exkrementen und Pflanzenabfällen befanden; diese Mischung wurde ohne die geringste Spur von Rauch verbrannt, außerdem aber erwiesen sich die Rückstände als werthvoll. In einem anderen Falle wurde der durch den Verbrennungsvorgang erzeugte Dampf zum Betriebe einer elektrischen Beleuchtungs-Anlage und anderer Maschinen benutzt ohne irgend welche Zuthat von Kohle oder Coakes und ebenfalls bei vollkommener Abwesenheit von Rauch. Lord Kelvin stellt fest, daß die städtischen Behörden länger keinen Grund haben, zu behaupten, daß die Müllabfuhr sie lediglich mit einer Unmasse unnützen Materials belaste, da sie ihnen im Gegentheil die Möglichkeit eines bedeutenden Nutzens gebe. Natürlich bleiben trotz der großen Autorität, von der diese Nachricht ausgeht, Ergänzungen über die wichtige Meldung zu erwarten.

Kaiserin Elisabeth's „Haarbürsterin."

Unter den Notabilitäten, die in Kap Martin der Enthüllung des der ermordeten Kaiserin von Oesterreich gesetzten Denkmals beiwohnten, erregten zwei Personen die allgemeine Aufmerksamkeit — der griechische Sprachlehrer Konstantin Christemanos und eine Slavonierin Namens Hertha v. Pezit. Der junge Grieche, dem es vergönnt war, Freund und Vertrauter einer der edelsten Frauen zu sein, ist hinlänglich bekannt. Weniger oder fast gar nichts hat man bisher von der erwähnten Ungarin gehört, die während der letzten zehn Jahre täglich einige Stunden um die schwermüthige Herrscherin beschäftigt war. Mit Hertha v. Pezit hat es eine ganz besondere Bewandtniß. Als sich die Kunde von dem Tode des Kronprinzen Rudolf verbreitete, beschloß ein von dem tragischen Ereigniß auf's Tiefste erschüttertes junges Mädchen, die mit einem höheren Offizier verlobte einzige Tochter eines adligen Gutsbesitzers bei Esset in Slavonien, ihr ganzes künftiges Leben nur der abgöttisch verehrten, von einem so furchtbaren Schicksalsschlage betroffenen Herrscherin zu weihen. Sie begab sich unverzüglich nach Wien, und nach langem, vergeblichem Bemühen bewilligte man ihr eine Audienz. Als Hertha von der Kaiserin empfangen wurde, saß diese in ihrem Boudoir vor einem riesigen silbernen Toilettentische von ebenso imponirender Schönheit wie Einfachheit. Keine Spitze, kein Band, keine Draperien, nur eine breite, prächtig ziselirte Tafel auf wunderbaren, erhaben ausgearbeiteten Pompadourfüßen. Auf diesem Tische lag eine Garnitur Bürsten und Kämme von ungewöhnlichen Dimensionen ausgebreitet. Eine blasse, abgespannt aussehende Frau bürstete mit langsamen, fast automatenhaften Bewegungen die herrlichen, oft gerühmten Haarmassen der Monarchin. Auf ein Zeichen ihrer Herrin verschwand die Friseuse, und die Besucherin, deren hohe, schlanke Gestalt merklich zitterte, wurde aufgefordert, ihr Anliegen vorzubringen. In wenigen Worten erzählte die jugendliche Schwärmerin, wer sie sei, welche Erziehung sie genossen und wie sie bisher gelebt. Dann schilderte sie, immer feuriger werdend, ihre Liebe und Bewunderung für Ungarns schöne Königin und endete damit, daß sie nur den einen Wunsch habe, ihrer angebeteten Landesmutter als niedrigste Magd dienen zu dürfen. Kaiserin Elisabeth suchte das mit blitzenden Augen und gerötheten Wangen vor ihr stehende Mädchen mit sanften Worten davon zu überzeugen, daß sie als Tochter und Braut kein Recht habe, ihr Leben der Verwirklichung eines thörichten Traumes zu weihen. Hertha erklärte aber einfach und bestimmt, daß sie sich als vollkommen freie Herrin über ihr Thun und Handeln betrachte und wenn sie auf die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches verzichten müsse, würde sie doch nicht zu ihren Angehörigen zurückkehren, sondern sofort in ein Kloster gehen.

„Nun, meine Liebe," meinte die Kaiserin mit ihrem traurigen Lächeln, „falls ich wirklich geneigt sein sollte, mehr von Ihnen zu erfahren und es vielleicht arrangiren könnte, Sie in meiner Nähe zu behalten, in welcher Eigenschaft würden Sie sich mir nützlich machen wollen? Wie Sie sahen, verließ mich soeben eine völlig erschöpfte Person. Es war Cecilia, zu deren Obliegenheiten es gehört, meinen Haarwald zu pflegen. Würden Sie bereit sein, deren Stelle einzunehmen?"

Mit einem innigen Dankesblick in den dunklen, thränenverschleierten Augen warf sich Hertha auf die Kniee und küßte die schmalen langen Finger der Kaiserin. Dann erhob sie sich und ohne ein Wort nahm sie die Arbeit auf, die ihre Ankunft vorhin unterbrochen hatte. Eine Woche später sandte Fräulein v. Pezit ihrem Verlobten den Abschiedsbrief und trat bei Elisabeth von Oesterreich ihren Dienst als „Leibhaarbürsterin" an. Niemals wurde etwas Anderes von ihr verlangt, als Morgens und Abends nicht selten zwei Stunden hintereinander den fabelhaft schönen Haarschmuck ihrer erlauchten Gebieterin sanft und langsam mit großen silbermontirten Bürsten zu bearbeiten.

Fortschritt der Wissenschaft.

Professor Lombroso wird in nächster Zeit ein neues Werk „Das Verbrechen" erscheinen lassen. Er zieht darin aus seinen Theorien die äußersten Consequenzen, indem er sämmtliche Verbrecher als Kranke und erblich Belastete hinstellt. Er schlägt vor, die Gefängnisse durch Krankenhäuser, die dunkelen Gefängnißhöfe durch helle Gärten, die Gefangenwärter durch Pfleger und die Richter durch Aerzte zu ersetzen.

Bald wird die Wissenschaft sich der Erkenntniß nicht mehr verschließen können, daß die Veranlagung zum Verbrechen das Normale beim Menschen ist, daß da, wo sie nur schwach entwickelt ist oder ganz fehlt, eine krankhafte Entartung vorliegt. Dann wird man die Verbrecher frei umherlaufen lassen und alle ganz harmlosen und unverbesserlich anständigen Menschen in großen Krankenhäusern unterbringen. Wenn diese nach den Vorschlägen Lombrosos eingerichtet sind, wird es sich darin ganz gut leben lassen, und draußen können dann die Verbrecher zusehen, wie sie mit einander fertig werden.

Großmutters Geschichte.

Großmutter hat uns Geschichten erzählt,
Viel schöner, als je wir gelesen;
Von einem Mädchen, jung und lieb,
Und das ist sie selber gewesen.

Ein Reiter ritt täglich zehn Meilen her,
Die liebliche Jungfrau zu sehen.
Großmütterchen lächelt still für sich,
Denn das ist ihr selber geschehen.

Es sprach der Reiter: „Du schönstes Kind,
Dich hab' ich zur Liebsten erkoren!" —
Großmütterchen blickt so selig auf,
Denn das ward ihr selber geschworen.

Der Priester segnet den jungen Gemahl:
„Zum Glücke mög'st Du mit ihr wandern!"
Großmütterchen, glaub' ich, Großmütterchen weint,
Denn das geschah einer Andern.

Alb. Roderich.

Frau Sehnsucht.

Sie geht, von Engeln ausgeschickt,
Still durch der Menschen Reihen,
Und wo sie ein einsam' Herz erblickt,
Da zieht Frau Sehnsucht ein.

Und ist es edlerer Natur,
Das Herz, das Raum ihr bot,
So treibt Frau Sehnsucht von dannen nur
Die Liebe oder der Tod.

Alb. Roderich.